

„Wird schon schiefgehen.“

Wie Marcel Feddermann und seine Eltern mit einem schweren Schicksal umgehen



Es ist der Albtraum jeder Familie: Nach einem Auto-Unfall liegt der Sohn im Koma. Wird er die schweren Verletzungen überleben? Wochen und Monate der Ungewissheit vergehen, aber Marcel schafft es. Es folgt eine Zeit in Krankenhäusern, etliche Operationen – insgesamt fast dreißig – versuchen zu erhalten oder wieder herzustellen, was noch geht. Irgendwann dann die Erkenntnis: Marcel wird zeit seines Lebens mit schweren Behinderungen umgehen müssen.

Vor dem Unfall war die Welt in Ordnung, der junge Mann im dritten Lehrjahr – Fußball spielen mit den Kumpels, Zukunft träumen mit der Freundin – und dann der Schicksalsschlag, der im Bruchteil einer Sekunde die Welt auf den Kopf stellt.

Die Eltern, Peter, 59, und Petra, 54, sagen, dass es lange gedauert hat, mit dem Schock umzugehen. „Es braucht Zeit, bis man wirklich versteht, was geschehen ist“, sagt die Mutter, „und noch mehr Zeit, bis man das Unausweichliche auch akzeptieren kann.“

„Es gibt Menschen, die mit solch einer dramatischen Veränderung zunächst nicht klar kommen“, weiß Jörg Schmidt, der in den Rotenburger Werken die Wohngemeinschaften leitet, die für Menschen mit erworbener Hirnschädigung besonders geeignet sind, aber er ergänzt: „Mit unseren Wohn- und Förderangeboten in den Rotenburger Werken bieten wir Menschen in solchen Situationen professionelle Begleitung und eröffnen Perspektiven.“

Seit vier Jahren lebt Marcel nun hier, denn auch sein Gehirn wurde beim Unfall verletzt. Mühsam und in kleinen Schritten musste das Sprechen wieder gelernt werden. Heute kann man sich mit Marcel gut unterhalten, und sich sogar mit ihm freuen, dass er mit seiner Lebenswirklichkeit so gut zurechtkommt. „Ich akzeptiere es“, sagt er „und ich fühle mich wohl hier.“ Sicher ist es manchmal schwer, wenn er an sein „altes“ Leben zurückdenkt. Vieles von früher ist in Erinnerung geblieben, auch wenn es mit dem Kurzzeit-Gedächtnis gelegentlich hapert. „Manchmal ist am nächsten Tag weg, was er tags zuvor erlebt hat“, sagt Frau Feddermann. Auch damit kann man leben. Wichtig ist, dass die Orientierung gut funktioniert. Marcel Feddermann fährt selbstständig mit dem E-Rolli in die Stadt und zum Reha-Sport, den er sehr liebt. „Gut, dass das Diakonie-Krankenhaus in der Nähe ist“, sagt der Vater, der weiß, dass sein Sohn in den Rotenburger Werken in guten Händen ist. Marcel ergänzt: „Rotenburg ist gut für Menschen wie mich.“ In der kleinen Kreisstadt ist die Akzeptanz groß. Viele Menschen mit Handicap prägen das Bild, und als Bürger der Stadt wissen sie die Überschaubarkeit und die kurzen Wege zu schätzen. Fast 5.000 Arbeitsplätze in der Diakonie in Rotenburg tun das ihre dazu – Rotenburg ist eine soziale und im besten Sinne des Wortes tolerante Stadt.

Die Eltern wissen ihren Sohn gut aufgehoben, und zur Familie gehört auch die Schwester Michelle. Sonntags besucht Marcel seine Familie oft zu Hause. Und die Eltern kommen gelegentlich nach Rotenburg, auch wenn Marcel offen ankündigt: „Die Eltern müssen nun ein bisschen zurücktreten.“ Denn er hat ein volles Programm: Tagesförderstätte, Sport, Freunde, die er im Haus gefunden hat. Ab September wird er die berufsbildenden Maßnahmen in den Rotenburger Werken besuchen. Dort wird er vieles ausprobieren können, um zu sehen, ob es mit den Handicaps einen passenden Beruf für ihn gibt. Marcel formuliert einen Wunsch: „Ich möchte selbst arbeiten. Ich will Menschen mit Behinderung helfen.“ Da ist Kreativität gefragt. Wie kann Marcells Zukunft aussehen? In den Rotenburger Werken ist man gut im Finden kreativer Lösungen. „Wird schon schiefgehen“, lacht Marcel Feddermann.